

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 10 (1906)

Artikel: Eine Frühlingsfahrt nach dem Rütli der Hellenen
Autor: Camenisch, Carl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573626>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

mehr empfangen, als er zu geben vermag. Und er wird mir Dank dafür wissen. Wir werden miteinander leben, wie zwei Menschen, die sich schägen und bereit sind, eines dem andern die notwendigen Zugeständnisse zu machen... Du siehst, auch ich kann mit Gründen aufwarten..."

Sie unterbrach sich und sah mich fast triumphierend an, wahrscheinlich um zu beobachten, welchen Eindruck diese leste Bemerkung auf mich ausüben werde; dann setzte sie ernst hinzu, indem sie nachdenklich den Kopf in die Hand stützte:

"Sein Antrag schmeichelte mir, ich will es dir gestehen. Meine Schwester hat deren vier erhalten, ehe Herr von Emelie um sie warb, ich keinen einzigen. Das ist etwas demütigend. . . Er empfindet keine Leidenschaft für mich; aber die ausgewählte bin ich doch. Und im Leben eines Menschen irgend etwas zu bedeuten, ist eine Genugtuung ganz neuer Art für mich. Es mag dir kindlich vorkommen, daß ich darauf soviel Wert lege. Aber ich habe nicht viel Liebe gefosst." Ein forschender Blick traf mich, als sie diese Worte aussprach, und ich fühlte die Bitterkeit des nur zu berechtigten Vorwurfs, weshalb ich vorgog, nicht darauf einzugehen. Aber eine Ahnung, es könnte sich in diesem jungen Herzen viel Schmerz, vielleicht auch Groll, angehäuft haben, flieg in mir auf.

"Warte wenigstens noch etwas!" entgegnete ich. "Zuletzt haben Mama und ich Zeit genug, uns nach etwas Passenderem umzusehen."

"Ich danke dir," sagte sie. "Aber ich habe die feste Ueber-

zeugung, daß ich mein Leben gar nicht besser einrichten könnte als durch diese Heirat mit Herrn Le Quesnel."

"Lockt dich denn Simones Glück nicht?" fragte ich nach kurzem Schweigen.

"Soll ich vielleicht gar eifersüchtig darauf sein?" entfuhr es ihr.

Doch sie beherrschte sich sofort und brachte wieder ihre beliebte Redensart an: "Ich bin nicht romantisch."

"O, mein armes Kind, ich fürchte, du bist es nur allzusehr, auf deine Weise!" rief ich. "Aber du siehst falsch, du folgerst falsch, du bist wie ein Blinder, der nicht sehend werden will! Mögest du deinen Eigenstolz nie zu bereuen haben!"

Dieser Ausdruck schien sie zu verleben; denn sie erhob sich, um dem Gespräch ein Ende zu machen, indem sie sagte: "Run den war, war die Schuld mein, sei auch die Strafe mein!" Mit diesem Satz aus einer englischen Romane verließ sie mich.

So war diese Heirat beschlossene Sache, und nicht lange nach Simones Hochzeit fand auch diese Trauung, in aller Stille zwar, auf dem Lande statt. Gleich nach dem Morgenimbiss reiste Florence in ihre neue Heimat ab, wo Herr Le Quesnel, der bei der Schilderung seiner Berge in förmlich gerührte Stimmung geriet, ihr ein freundliches Dasein, ganz nach ihrem Geschmack, in Aussicht stellte. Simone und ihr Gatte, die eine lange Hochzeitsreise unternommen hatten, konnten der Feier nicht beiwohnen —

(Fortsetzung folgt).

Eine Frühlingsfahrt nach dem Rütti der Hessenen.

Mit acht Abbildungen nach Originalaufnahmen des Verfassers.

Nachdruck verboten.

Dem bekannten Worte „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehn“ läßt sich mit ebensoviel Recht ein anderes an die Seite stellen: Wer die Geschichte eines Landes in ihrem tiefinnersten Wesen erfassen will, der muß es mit des in ihm tiefinnersten Seelen erfassen will, der muß es mit seinen Augen bereit oder — noch besser — von einer hohen Warte aus sehen haben. Wie manches, das ihm sonst als ein Spiel des Zufalls erschien, wird ihm erst dann klar, wenn er den Schauplatz der Geschehnisse vor sich ausgebreitet sieht. Wer könnte z. B. den Freiheitskampf der Schweizer recht verstehen, wenn er nicht die idyllisch-einsamen Täler und Tälchen um den Bierwaldstättersee sich in die Erinnerung rüst, die in ihrer Abgeschlossenheit vom großen Weltgetriebe ein Herdenbewußtsein in ihren Bewohnern nicht aufkommen lassen? Wenn wird das Ringen Habsburgs und Frankreichs zur Zeit der Bündnerwirren um die Tore der Südmauer Rätiens klar, wenn er nicht weiß, wie jene unwirtlichen Höhen sich wie ein Keil zwischen österreichisches und spanisches Gebiet hineindrängten?

Die geographische Karte eines Landes ist das Spiegelbild seiner Geschichte. Draußen in den weiten Ebenen gilt der einzelne nichts, dort ist der Boden, auf dem die Monarchien gedeihen; in den Bergen ist aber der Mann noch was, da wirkt das Herz noch gewogen, da lernt jeder, im harten Kampf mit der Natur gefühlt, sich selbst beschützen und sich selbst gehorchen, und wenn's zu einer Sammlung kommt, dann ist's eine freiwillige Vereinigung und keine Unterordnung unter das Machtwort eines einzelnen.

Was Heinrich Zicholle im Hinblick auf die Schweizer sagte, daß der Mensch gleich der Pflanze die Frucht seines Himmels und seines Bodens sei, das gilt ganz besonders auch von den Hessenen. Wer den Schauplatz ihrer Taten, ihrer Ideale und Errüthmen von Alkororinth oder von der Höhe des Pentelikon aus betrachtet hat, der lernt es begreifen, daß hier in diesem Gewirr von Tälern kein Platz für einen Autokraten war und daß die Hirten in der Weltabgeschiedenheit Arkadiens und die im Kampfe mit dem Meer zum Selbstbewußtsein erzogenen Insel- und Küstenbewohner kein Verständnis hatten für die astatische Politik des Großkönigs. Und wenn uns einer einwirft, daß in demselben Lande heute ein König thront, dann erinnern wir ihn an das Ende der bayrischen Königsherrlichkeit in Athen und an die freiheitstumenden Klephthenlieder der Epizönen, die auch heute in dem aus dem europäischen Monarchenpflanzgarten im hohen Norden nach dem Tale des Kephisos hin verpflanzten Wasserkessels Georgios nicht die Erfüllung ihrer nationalen Wünsche sehen. Wer das Verhältnis des Königs zu seinem Volke, das ja immerhin nur ein Simulacrum des ein-

stigen sein mag, kennen lernt — wozu man natürlich bei den Bauern im Innern des Landes besser Gelegenheit hat als in der alles nivellierenden Hauptstadt — der bekommt den Eindruck, daß diese Monarchie nach nordeuropäischem Schnitt ebensoviel zum Lande paßt, wie die dänische Milchwirtschaft den königlichen Sommerschlössen in die Gegend des alten Delteles hinein, dessen Erinnerungen sich mit der Gegenwart nur schlecht vertragen.

Für eine Hauptstadt nach der Art von Babylon, Rom und Paris war in Hellas ebensoviel Raum und Neigung vorhanden wie in der Schweiz; dafür haben sie aber beide an einem stillen, durch die heile Natur geheiligten Orte ihr Rütti.

Es war ein Glück, daß unser Dampfer uns bald aus dem Bereich des Hafenslams und der aufdringlichen musikalischen Genüsse der geschäftigen Handelsstadt Patras aufs stille Meer



Abb. 1. Aufstieg nach Delphi. Dorf Chryso (Krisa); links oben das Dorf Kastri.



Abb. 2. Delphi. Phäaidalienfelsen, das Theater und rechts unten der Apollontempel.

hinaus entführte; denn beides passte recht schlecht zur feierlichen Stimmung, mit der wir unsere Reise nach Delphi antraten. „Mein Herz, das ist ein Bienenhaus, trä, terä, tätä...“ tönte es von der Platzpromenade vor dem „Grand Hotel Patras“ herüber zu unserem „Pylaros“, dem „besten und schönsten Dampfschiff“ der griechischen Kanalflotte, wie ihn uns ein dienstbarer Geist im Hafen bezeichnet hatte. Warum mußte dieser abgedroschene Marsch, der wie die Ladenhüter der Pariser Magazine den Griechen auch post festum noch sehr willkommen sein muß, uns hieher verfolgen und gerade jetzt die idyllische Frühlingsmondnacht verwüstet und die Andacht stören und zerbrechen, mit der jeder seine erste Fahrt nach dem Rütti der Hellenen antritt, das er, mit glühenden Farben gemalt, seit langem schon in der Seele geschaut und das er in wenigen Stunden nun mit seinen Augen sehen und seinen Füßen betreten soll?

Bald war auch die Lokomotive der Peloponnes-Eisenbahn im Bahnhof zu Patras zum Glück nicht mehr hörbar, die in ihrem jugendlichen Übermut und kindlicher Freude, wie ein Knabe, der zum ersten Male ein Trompetchen in die Hände bekommt, sich unaufhörlich hören ließ. Auf dem Dampfer wurde es bald still. Lautlos teilte der Kiel die silberweiße Flut, die einst auch die Dorier nächtlicherweise kreuzten, als sie vom lokrischen Gestade aus in die See stachen, um die Pelopinsel zu erobern und die einst vor dreihundert Jahren unter den Seehelden Don Juan d’Austria mit fünfzehntauend Türkenleichen bedeckte — ad usum Delphini, dessen Nachkommen nun in langem Zuge unter Schiff begleiteten und, indem sie, dicht hintereinander schwimmend, bald untertauchten, bald wieder empor schnellten, uns täuschen das Bild der jaghaften Seeschlange, des Wappentiers der Hundstagejournalistik, vorzauberten. Die biedern Neuhellenen, die als Deckpassagiere mit uns den „Pylaros“ bestiegen hatten, waren längst in seinem Bauche verjagt und hatten sich als praktische Leute in unsere unbewußten Betten gelegt, wie unter Mitpassagier in der ersten Schiffsklasse bald zu entdecken Gelegenheit hatte und was ihm als einem königstreuen ostpreußischen Junker einen erwünschten Anlaß bot, über die Rücksichtslosigkeit der Griechen im besondern und die Unverhämigkeit der demokratischen Völker im allgemeinen loszuziehen, worauf aber auch meine republikanische Begeisterung überflog: kaum irgendwo dürf-

ten in jener Nacht die Monarchien und die Republiken im patriotischen Wettkampf in höheren Tönen bewungen werden sein als im Golf von Korinth.

Eben als Helios mit seinen ersten Strahlen den Parnassos vergoldete, führten wir in die krijsäische Bucht und landeten im Hafen von Itea, in dessen Nähe einst Kircha lag und von wo aus Delphi in etwa drei Stunden erreichbar ist. Natürlich darf man diese Strecke nicht zu Fuß zurücklegen, wenn man nicht als ein verrückter Lordos gelten will. Ein „Lord“ ist der Fremde in den Augen des Landvolkes auf jeden Fall; bloß bekommt er, wenn er einmal außerhalb der Stadt auf eigenen Füßen geht, noch das Epitheton ornans „verrückt“ zum Lordos hinzu. Als ich mein Tier den steilen Aufstieg — ein neuer Fahrweg vermeidet ihn in großen Lehren — mit leerem Sattel machen ließ, da warf mir der Agogiat (Begleiter und Reittiervermieteter) ganz merkwürdige Blicke zu, als fürchte er, die Sonnenhitze habe meinen Verstand aufgezehrzt.

Die Ebene von Amphissa — einst heiliges Land — die sich hinter Itea ausdehnt, hat sich, im Gegensatz zu so mancher andern Gegend Griechenlands, ihren schon im Altertum gerühmten dichten Wald bewahrt, der sich von oben aus geschen wie ein dichter Rasenteppich ausstreckt. Indes wir höher und höher steigen und den nackten Kalksteinwänden des Parnass immer näher kommen, schweift unser Auge südwärts über den Golf von Korinth nach den Bergen Arkadiens. Beim Dorfe Chryso (Abb. 1), dessen Name noch an die Stadt Krissa erinnert, die im ersten „heiligen Kriege“ auf Antreiben der delphischen Priester zerstört wurde, begegnete uns eine Reihe Lastkamele, zu denen ich voller Hochachtung emporkletterte; denn seitdem ich diese Tiere als eine Art Kulturträger in Syrien kennen gelernt, bin ich jedem wirklichen Kamele gegenüber zur Abbitte bereit dafür, daß ich früher im Verkehr mit den Münchinen manchmal seinen Namen missbraucht habe. Obwohl das Land der wältermordenden Griechen von heute teilweise zur fahlen Wüste geworden ist, paßt das Schiff der Wüste doch nicht recht in dieses Landshaftsbild hinein; es gehört hinüber nach Westasien und Nordafrika, die ich mir nun hinvielerum ohne den stoischen Wüstenwanderer gar nicht mehr denken kann. Die wenigen Kamele, die sich noch in Griechenland finden, sind übrigens eine Art Anachronismus; denn ihre einst zahlreichen Brüder haben zusammen mit den vertriebenen Türken das Land schon längst verlassen.



Abb. 3. Delphi. Säulen von der Halle der Athener, dahinter die Polygonalmauer (Stützmauer des Apollontempels).

Während die Geschichte Chryssos drei Jahrtausende zurückreicht, ist das Dorf Kastri, das wir eine schwache Stunde nach jenem passieren, wohl das jüngste Dorf in ganz Griechenland; denn es steht erst seit dem Jahre 1892. Seine Häuser bedeckten früher das Trümmerfeld des heiligen Bezirks von Delphi, und als das französische archäologische Institut in Athen mit den Ausgrabungsarbeiten in Delphi beginnen wollte, um den hervorragenden Arbeiten der Deutschen in Olympia auch etwas Bedeutendes entgegenzustellen, musste der französische Staat zuerst den Bauern ein neues Dorf bauen, und so entstand das heutige Kastri.

Wir verlassen das Dorf, und bald liegt es vor uns, das Rütli der Hellenen, ihr Hort im Kriege, ihr Heiligtum im Frieden. Hier herrscht olympische Ruhe. Was einem an den Stätten mit großen Erinnerungen in Palästina die Andacht raubt oder ins Gegenteil verwandelt, die Aufdringlichkeit der Menschen und die Würdelosigkeit der Orte, das fehlt hier ganz. Was die mit eitelm Prunk überladenen Kirchen und geschwätzige Menschen in Jerusalem und Bethlehem zerstören, das bauen die stummen Trümmer in der erhabenen Einsamkeit der Phädriadenfelsen auf, und jeder ist hier gern allein mit sich und seinen Erinnerungen an ferne große Zeiten und — längst zwar vermoderte — große Menschen, deren Geinen dieses Totenfeld beleben. Über dem Ganzen schwebt unsichtbar das Wort Heraclitus, das Lessing auch seinem "Nathan" vorangestellt wirdig fand: Introit, nam et heic dii sunt! Wahrlich, hier sind heute noch Götter, trotzdem die christlichen Mönche sie schon vor anderthalb Jahrtausenden aus den zerstörten Tempeln vertrieben zu haben glaubten. Noch heute spendet uns der fastalische Quell, der am Fuße der Phädriaden, der "Glänzenden", einst die Dichter zu den herrlichsten Gefängen begeisterte, mehr als bloß einen erfrischenden Trank, obwohl auch hier das Lutherwort in seine Rechte tritt: „Wasser allein tut's freilich nicht!“ Wenn du's nicht fühlst, du wirst es nicht erjagen! Der fastalische Quell hatte auch reinigende Kraft für die schuldbeladenen Pilger, deren einen Aischylos in seinen Eumeniden uns vorführt, den Muttermörder Orestes, den Apollon in seinem Heiligtum von Blutschuld vollends reinigte und den Crimyn entriß. Allein schon bei den alten Griechen galt des Herzens Reinheit mehr als äußere Waschungen, wie uns ein alter Spruch der Pythia lehrt:

Rein von Herzen betritt den Tempel des lanteren Gottes,

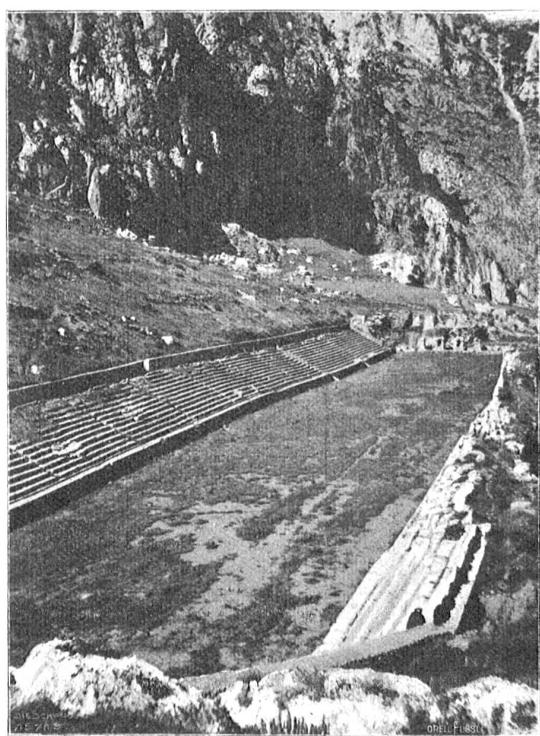


Abb. 3. Das Stadion von Delphi.

Wenn dir der heilige Quell auch deine Glieder benetzt.
Guten Pilger genügt ein Tropfen; aber dem bösen
Würde das Weltmeer selbst nicht die Verschuldung hinweg.
Wie gut passt dieser heidnische Spruch zum christlichen, den
wir im Evangelium Johannis lesen: Nicht alle, die gewaschen
sind, sind rein!

Als wir uns ehrfurchtvoll der Schlucht der Phädriadenfelsen nahten, um den Pegasus zu tränken und unsere Sünden abzuwaschen, da rannte durch den Kanal, der einst das heilige Wasser in ein jetzt zertrümmertes Bassin leitete, nur ein dürtiges Kindjal. Ob's wohl ein Zeichen der olympischen Götter war, daß für unsere Sünden der Tropfen genügte? Oder ob sie ihr kostliches Nach an unfern magern Pegasus nicht verhindern wollten? Oder ob vielleicht bloß der heiße Monat Mai die Schuld daran trug? Mein rechtsfundiger Begleiter glaubte Klarheit zu verschaffen, indem er zitierte: In dubio pro reo, ohne aber viel zur Klärung der verwirrten Fragen beizusteuern, was man ihm, dem Juristen, zumal noch im Bereich der Pythia, deren Sprüche ja oft noch dunkler sind als manche Gesetzesparagraphen, nicht verübeln darf.

Wir wandten uns ab vom heiligen Brunn, und indem wir an den steilen Wänden, die den Fuß des Parnass bilden, hinaufkletterten, wurde es uns immer klarer, warum gerade hier und nicht anderswo in Hellas der Ort sein mußte, der die sonst so zerissenen Staatsweien zu einer Eidgenossenschaft vereinte, die wenigstens dann die Griechen zusammenhielt, wenn es galt, die olympischen Götter, die Spender der Freiheit und des heitern Lebens, in ihren Tempeln zu verehren und vor Barbarenwut zu schützen. Hier in Delphi lag nicht nur der Mittelpunkt der Welt, als dessen Sinnbild der im Apollontempel verwahrte, in wollene Binden gehüllte „Nabel der Erde“ galt, hier schlug das Herz von Hellas, von dem die Pulsadern der Begeisterung ausgingen, die bis nach Kleinasien und Großgriechenland hin schlügen. Der nach drei Seiten durch steil ragende Felsen abgeschlossene und nach den Ausgängen hin leicht zu verrammelnde halbkreisrunde Talgrund, den der heilige Bezirk zum großen Teile einnahm, war für ein ultimum refugium wie von der Natur geschaffen, und so war Delphi in der ältesten Zeit wohl in erster Linie die Festung, in der man neben den Menschen auch den Göttern und den



Abb. 4. Delphi. Das Theater und darunter der Apollontempel.

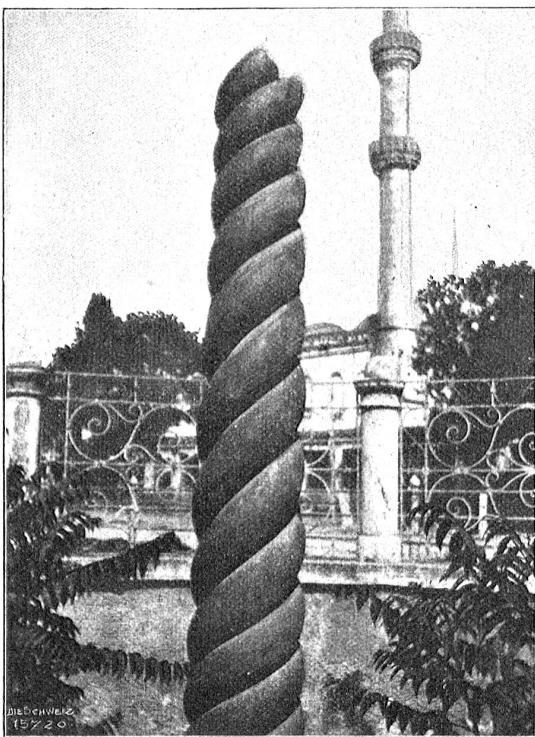


Abb. 6. Die sog. Schlangensäule, jetzt in Konstantinopel.

ihnen geweihten Schäen, die im Falle der Not wie das goldene Gewand der Athene auf der Akropolis zum Betriebsfonds der Landesverteidigung wurden, einen sichern Schutz gewähren konnte; denn „fruchtbare Felder locken hier nicht, noch liebliche Wiesen“, wohl aber von den Göttern gebaute himmelanstrebbende Mauern ohne Fugen und Mörtel. Nach Süden begrenzt den amphitheatralisch abgestuften Bezirk der im Sommer austrocknete und daher heute Xeropotamos genannte Pleistos der Alten, der gegen die Ebene schroff abfällt.

„Mein erst Gebet der ersten Zukunftskünderin,
Urmutter Erde; nächst der Erde ruf' ich dann
Themis, die nach der Mutter hier gewalitet hat.
So lebt es ihm Gedächtnis. Dann als dritte nahm
Durch Uebereinkunft, ohne Streit, der Themis Platz
Die Schwester ein, Titanin, Erdentochter auch,
Phoibe. Sie hat Apollon diesen Sitz geschenkt,
Dem Neugeboren; Phoibos heißt von ihr der Gott.
Vom Weiher auf dem Felsenland Delos zog
Apollon an den schiffbelebten Küstenstrand
Des Pallastlandes, weiter dann von Attika,
Bis hier er am Parnassos seine Stätte fand.“

In diesen wenigen Worten läßt Aischylos die delphische Priesterin die Urgeschichte Delphis uns erzählen. In historischer Zeit steht bekanntlich Apollon im Mittelpunkt des delphischen Kultus; die vielen Statuen anderer Götter bildeten hier gewissermaßen bloß seinen Hofstaat, sein Gefolge, und so stand denn auch sein Tempel in der Mitte des Bezirks auf der alles beherrschenden Terrasse, und um ihn herum gruppierten sich die verschiedenen Schatzhäuser und Weihgeschenke. Heute ist leider alles ein Trümmerfeld, und nur wenige Säulen zeugen noch von einstiger Pracht und Herrlichkeit.

Zudem wir der Heiligen Straße, die sich zum Apollontempel hinaufwindet, folgen, schließen wir unwillkürlich die Augen, um uns im Geiste das großartige Bild vorzuziehen, das einst der feierliche Aufzug einer Prozession hier bot. Da zum Bau des Apollontempels auf der steilen Halde eine Terrasse durch Aufschüttung gewonnen werden mußte, entstand die interessante Polygonalmauer, die vom ganzen Bau allein der Zerstörungswut zu trozen vermochte und mit den zahlreichen Inschriften eine Fundgrube für Historiker geworden ist. Vor ihr stand die

Siegessäule der Athener, deren zierlichen Bau noch zwei einsame ionische Säulen abnen lassen (Abb. 3).

Wie anders jah es hier wohl aus, als der Säulenwald noch stand, als diese Trümmer noch ein harmonisches Ganzes bildeten, aus dessen Giebelfeldern Apollon und die ersten Musen, Dionyos und sein leuchtfröhliches Gefolge auf die Pilger herabshauten, denen in Flammenschrift das inhaltsschwere Wort: „Erkenne dich selbst!“ umrahmt von den tiefdringenden Sprüchen der Sieben Weisen entgegenleuchtete — an denen jene freilich — wie es so oft im Leben geschieht — leider meist achtslos vorbeigingen, um sich bei verschlagenen habgierigen Priestern triigerische Drakel zu holen! Was hätte aus diesem Volle werden können, wenn es sich wirklich erkannt hätte, Sparta seinen Überglauken, seinen Aristokratenbohnun und seine kleinstliche Eiserfucht auf die reichere und liebenswürdigere Schwester und Athen seinen Krämergeist, seinen Leichtsinn und seine Oberflächlichkeit, die einem Aristophanes so reichen Stoff zum Spotte boten und dem schlauen Halbbararen Philipp die Mühe so leicht machen, Griechenlands Freiheit zu vernichten? Allein „wo das Banner der Wahrheit wallt, liegt der Überglauke im Hinterhalt“, und so stürmten sie denn blind an der klaren Wahrheit vorbei, die ihnen zu einfach war, und ließen sich von der Priesterzunft befören, deren liebstes Opfer schon damals das Sacrificium intellectus war. Es läßt sich zwar nicht verneinen, daß die spitzfindigen Drakel manchmal zum Heile des Landes ausgeschlagen, wenn Männer wie z. B. Themistokles vor der Schlacht bei Salamis sie auslegten, indem sie einen Sinn in sie hineinlegten; aber daß die Weisheit der Pythia als Wahrsagerin so bald fast nur mehr in kleinstlichen Privatangelegenheiten von Barbaren gesucht wurde, läßt tief blicken. Der Spott, den Cicerone und der böse Spötter Lucian über die Drakel ausgesogen, war nicht unverdient, und Alexander, den die Hofhistoriographen den „Großen“ nannten, zeigt uns deutlich, daß auch damals die Gewaltigen, um die Menge zu blenden, des Priestersegens nicht entraten durften, wenn sie auch innerlich darüber lachten, wie er, als er das Unnützword der ärglerlichen Pythia: „Du bist unausstehlich!“ umdeutete in ein „Du bist unbesiegbart!“ Das war seine Art, das Geschick zu korrigieren. Es war wirklich kein Unglück, als die christlichen Priester und Mönche dem Unwesen ein Ende machten; leider zerbrachen sie aber zugleich auch die Sprüche der Weisen, und aus ihren Zänserien, von denen fortan auf Jahrhunderte hinaus ihre Tempel

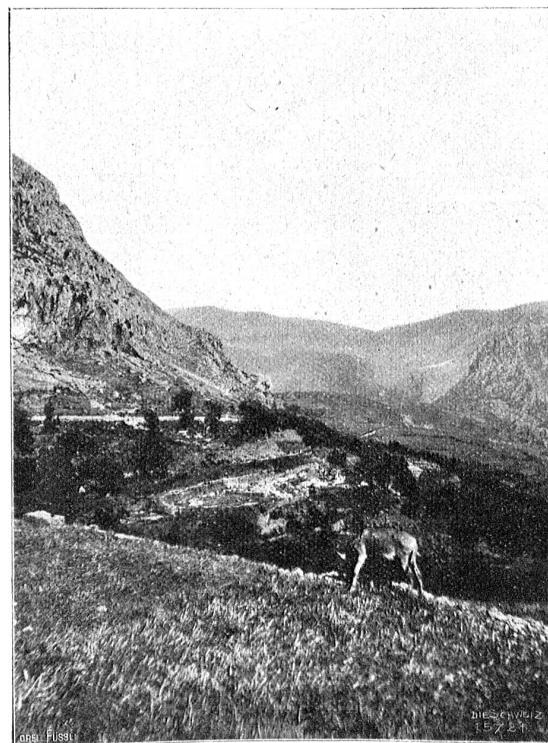


Abb. 7. Delphi. Straße nach Arachova; darunter die sog. Marmaria (neueste Ausgrabungen).

widerhalten, entstanden dunkle aber glänzende Säjungen, die eine neue Pythia im Widerstreite gegen die wahrheitsvolle und klare Sprache der Vernunft verkündete...

Zu einem Hohlraume unter den Tempelruinen glaubte unsere Phantasie den Erdspalt zu sehen, aus dem einst jene betäubenden Dämpfe hervorbrachen, die, wie die Sage erzählt, zuerst eine dort zufällig weidende Ziege und nach ihrem Vorbilde die Pythia auf dem Dreifuß, die anfänglich durch eine holde Jungfrau, später durch eine bejahrte Matrone repräsentiert wurde, in Verjüngung fallen ließ. Der profane „Phylax“, der hier die Trümmer vor den modernen Barbaren und ihrer Sammelwut bewahren muß, zerstörte aber mittellos das Phantastengebilde, indem er uns erklärte, daß nach Aussage der hier tätig gewesenen Architekten und Archäologen der geheimnisvolle Raum vom Tempelbaumeister geschaffen worden sei zu rein technischen Zwecken. Die bösen Techniker und Sklaven der unbarmherzigen Zahlen und Maße, wie manche Pythia haben sie nicht schon entthront!

Inzwischen war die Mittagsstunde angebrochen und brachte uns die Gewissheit, daß die Erdensohne auch im Reiche der Olympier nicht Nektar und Ambrosia finden, sondern sich mit Arnaiki und Nezinato begnügen müssen. Unter einer raugenden Platane unweit der Kastalia brachte uns der Wirt, der dort in einer schiefen Bretterhütte sein Magirion (Gartküche) aufgeschlagen hatte, das unvermeidliche Lammfleisch, das wir, weil es von keinem unschuldigen Osterlammlein herstammute, mit dem landesüblichen, in Namen und Geschmack dem Nicinus ähnelichen, geharzten Weine hinunterzumunnen mußten. Dazu gab es noch skiria awgá (harte Eier) und als Dessert Eljiés (Oliven) und Portokaljia (Orangen), und zum Schlusse durfte natürlich der Kaffee turkikum nicht fehlen, den man aber bei den Beduinen in der Wüste besser trinkt (Perspektive ist, weil er mehr einem „Mus“ als einem Getränk ähnelich sieht) als bei den Griechen, wenn diese zwar auch noch nicht so vereupäisiert sind, daß sie glauben, die Hauptsače beim Kaffemachen bilde das Wasser. Bei unserm frugalen Mahle machten wir eine interessante Bekanntschaft; denn der Grieche im Regligé, der neben uns im Schatten der Platanen sein Mittagsmahl, natürlich Arnaiki und Nezinato, verzehrte, hielt es als echter Sohn der Stets auf Neugkeiten erpichtten Hellenen nicht lange allein auf seinem Platz aus, sondern überraschte uns bald mit einer wohlgesetzten französischen Konversation, die, ohne uns direkt zu fragen, bald was Wer, Woher, Wohin und Warum aus uns herausgeholt hatte und damit ein glänzendes Zeugnis für des alten Sokrates Maietukl ablegte. Bald ging beim Becherklang das griechische Prost «Is ygian!» (zur Gesundheit) hinüber und herüber, und das Ergebnis des neuesten Freundschaftsbundes zwischen Europäern und Griechen — der Grieche zählt sich bekanntlich nicht zu den Europäern — zeigte sich bald darin, daß der oberste Hüter der Tempelruinen (denn das war unser neuer Freund) sich auf einige Zeit mit seinem strengen Verbot und dem Phylax ins Gebüsch verzog, indes ich von einem hochgelegenen Standpunkte aus meinen Kodak spielte ließ, um im Bilde festzuhalten, was nun auf diesen Blättern schwarz auf weiß erscheint, während uns am Morgen überall das gestrange «Dén epitrepote!» (nicht gefatet!) des Phylax entgegengeklungen, wenn wir auf unsere Camera schielten, um das eine oder andere Bild hineinzubaubern.

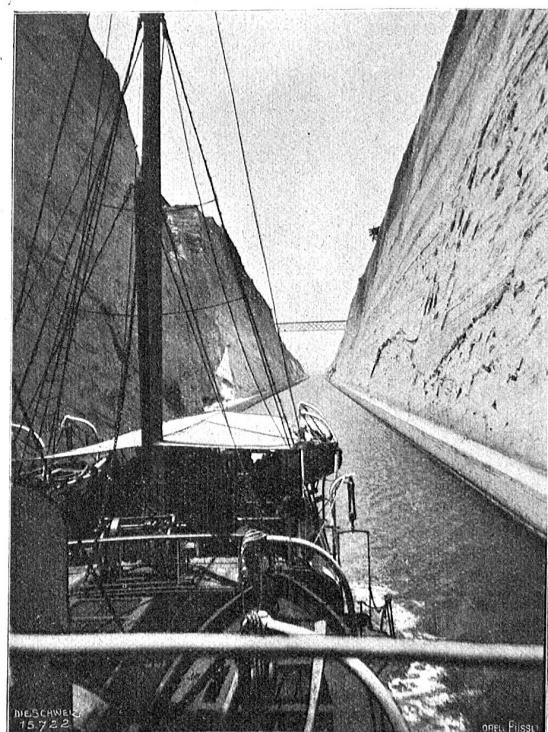


Abb. 8. Im Kanal von Korinth.

Eines mußte ich aber hoch und heilig versprechen, keine Statuenfragmente zu photographieren und keine Detailaufnahmen zu machen, was ich auch getreulich gehalten und wofür ich trotz ungünstiger Beleuchtung und der gebotenen Einfertigkeit durch ganz ordentliche Aufnahmen des Theaters (Abb. 1) und des idyllisch gelegenen Stadions hoch oben am Fuße der Felsen (Abb. 5) entschädigt wurde. Das relativ gut erhaltene Theater ist ziemlich klein und konnte jedenfalls nie mit dem Südabhang der Akropolis zu Athen konkurrieren; hingegen spielte das Stadion bei den glänzenden pythischen Spielen eine bedeutende Rolle, wenn es auch an Ansehen dem zu Olympia nachstand, wo der Wettkampf seine wahre Heimat hatte.

Da die Zeiten glücklicherweise vorbei sind, da die Herren Europäer die Museen ihrer Residenzen mit Fundobjekten aus klassischen Landen füllten konnten, unter einem Lord Elgin noch ein weites Feld offen stand, sich seiner Abstammung von den Barbaren der Völkerwanderung würdig zu erweisen, indem er zerstörte, was er nicht mitfortschleppen konnte, müssen heute alle Funde in einem Museum am Fundorte vereinigt werden, und so entstand als Gegenstück zum Museum zu Olympia auch hier in Delphi eines, das manches Interessante birgt. Als eine Art Entschädigung für seine Kosten und Mühen hat sich nun das archäologische französische Institut das alleinige Recht reservieren lassen, die Ergebnisse der delphischen Ausgrabungen in Wort und Bild zu publizieren, was schon aus Nationalstolz in vorzüglicher Weise geschieht, nachdem Deutschland in seinen Ausgrabungen zu Olympia und deren Darstellungen Vorzügliches geleistet.

Befremdend ist auf den ersten Blick, daß außer einigen wenigen bruchstückartigen Kunstwerken aus klassischer Zeit eine so reiche Sammlung von archaischen Formen sich findet. So gehört das Glanzstück des Museums, der bronzenen Wagenlenker, noch der vorperilleischen Zeit an, während Pheidias und seine Schüler nichts ausstellen, das ihren Ruhm bei der Nachwelt mehrere könnte, trotzdem Plinius der Ältere, nachdem bereits Sulla den Tempelschatz geplündert und der kaiserliche Räuber Nero fünfhundert der schönsten Statuen weggeführt hatte, deren noch gegen dreitausend zählte, unter denen gewiß auch das

goldene Zeitalter der griechischen Kunst glänzend vertreten war. Eine Erklärung dieser merkwürdigen Tatsache gibt uns die Geschichte Delphis.

Als das Ansehen seiner Orakel infolge Priestertrug und Volksaufklärung immer mehr sank, als Lukian, der Spötter, den Tempeln ihre Weise nahm, als die Römer in echtem Proutentum der Parvenus ihre Landhäuser, die sie würdig zu schmücken selber unfähig waren, mit den Statuen des unterworfenen Griechenlands überluden, als der schlaue Constantinus die olympischen Götter absetzte, um, unterstützt von den durch diese Captatio benevolentiae für sich gewonnenen Christen, seiner einzigen Gottheit, der Herrschaft, noch reichlichere Opfer zu bringen und seine neue Residenz zu zieren, da wurden Apollon, Artemis und Leto, Poseidon, Dionysos und die Musen von ihren Thronen, von ihrem Ehrenstuhl herabgeholt und wie gezeichnet. So kam denn nebst vielen Kunstwerken aus Delphi und Olympia, dessen Zeus, das Kabinettstück aus der Werkstatt des Pheidias, sogar die Meerreise antreten mußte, auch der große goldene Dreifuß, den die Hellenen als Weihgeschenk für den Sieg bei Plataia vor der goldenen Statue des Apollon

aufgestellt hatten und dessen Mittelstütze eine aus drei Säulen in enger Verschlingung gebildete ehele Säule bildete, nach der Stadt Constantins am Goldenen Horn, wo die Schlangenfüße — zwar ohne die Köpfe, von denen einer im Antiquitätenmuseum zu Istanbul zu sehen ist — sich bis auf den heutigen Tag auf dem Altmeidan, dem Hippodrom der Byzantiner, erhalten hat und Betrachtungen aufstellen kann über den Wandel der Zeiten und der Menschen (Abb. 6). Vor zwei Jahrtausenden sah sie die Griechen in glänzender Prozession an sich vorbeiziehen; vor einem Jahrtausend vernahm sie christliche Priestergefäße und Gezänke aus der nahen Hagia Sophia, und heute jammern sich um sie herum vor der Ahnen-Moschee die „Gläubigen“, wenn sie die große Pilgerfahrt nach Mecka antreten. Was sie wohl denkt, wenn sie dazu noch die Erinnerung wachruft an die Intrigen, die hier in der Neuenbahn der Byzantinismus der „Grünen“ und „Blauen“ ausspann, der wie ihresgleichen froh und jählich und vergiftend stach, und damit noch jenes Bild verbindet, das vor achtzig Jahren die zwanzigtausend erschlagenen Janitscharen darboten, die Mahmud II. durch das Schwert wieder der Disziplin und einem wirklichen Radavergehorsam zuführte? Es ist, als ob aus ihrem zerissenem ehemaligen Schlund das ehele Wort des alten Predigers herabtöne, das seine Weltweisheit verlündet: „Alles ist eitel!“ Menschentrag und Menschentand vergeht; aber hoch über allem thront die Unsterblichkeit großer Gedanken. Delphis heilige Hallen sind zerstört, seine Kunstwerke vernichtet; doch aus dem Schutte klingt zu uns das Wort der Weisheit, die Stein und Erz überdauert: Erkenne dich selbst, und du wirst ewig leben!

Unter einem idyllischen Dreibauwaldchen verborgen, unterhalb der von Delphi nach Arachova und Böoten führenden Straße, liegt noch ein bis dahin fast unbekannter Teil der Ruinenstadt begraben (Abb. 7). Zwar hat man dort seit jeher schon bei oberflächlichem Schürfen der Erde allerlei Marmorfragmente gefunden, weshalb das Volk das Feld die „Marmaria“ nannte. Mehr als was wir sahen — einige Tempelüberreste — wird die Zukunft, allerdings nur um das Opfer des Olivenhaines, bringen. Da Pausanias, der „griechische Baedeker“, von Norden kommend das Heiligtum betrat, dürften hier die Tempel gestanden haben, die er an den Anfang seiner Beschreibung Delphis stellt.

Es war Abend geworden, als wir den letzten Blick über

den heiligen Bezirk gleiten ließen. Mit den langen Schatten der Abendsonne, welche die Trümmer wieder zusammenzufügen und aufzubauen schien, kamen auf den schnellen Rossen der Dämmerung, der Reiterin der schwarzen Nacht, von der Gräberstraße her aus den Schluchten und Klüften die Geister der Hellenen und belebten die Schattentempel, wie sie einst im goldenen Sonnen scheine die lichten Hallen durchdringt oder in feierlichem Aufzug sie umwandelt hatten. Die Bösen seien vergessen, sie haben menschlich geirrt und gebüßt; die Guten aber haben auch hier Unsterblichkeit erlangt und den Ort, den sie betreten, geheiligt auf alle Zeiten. Indes wir talabwärts ritten, hielten sie an uns vorbei: endlos war ihre Schar. Männlich kehren sie dahin zurück, wo sie einst geblitzt in den Künsten der Musen, im Wettkampfe des Geistes und des Leibes, und selbst jener Faustkämpfer fehlte nicht, auf dessen Grab die Worte stehen: „In Olympia ließ ich ein Ohr, zu Plataiai ein Auge und zu Delphi das Leben“. Zum Kampfe für's Vaterland hatte er seinen Körper gestählt; für ihn war's auch ein schöner Tod, im harten Wettkampfe auf Delphis friedlichem Kampfplatz zu sterben. Aber auch jene Männer durften jetzt in nächtlichem Zuge mit nach Delphi wallen, denen einst der Münzburger Held und Falschheit und ein grauemes Geschick das heimliche Grab verjagt. Voran schritt der greise Solon, dessen Grab auf Kypnos liegt, und neben ihm Themistokles, der Held von Salamis, den sein Feind, der Perikleong, vor den Verfolgungen seiner Freunde schützen mußte. Nun wallten sie versöhnt mit denen, die einst ihre Wohltäter aus der Heimat vertrieben, nach dem Heiligtum des Friedens und der Eintracht; alles war vergessen außer der Liebe zum Vaterlande und seinen Göttern, die dort unsichtbar und unsterblich ewig thronen.

Zu Delphis heiliger belebten die großen Toten auch noch unsere Träume, und erst der frische Morgenwind, der den Pfiff der Dampfer aus dem korinthischen Golf an unser Ohr trug, mahnte uns wieder an die Lebenden und an die Gegenwart. Beim Morgenrauen verschwomm die Stätte der Pythia, der Mikrokosmos des Hellenentums, seiner Geschichte und Geschicks bald in blauer Ferne, und während wir durch den Kanal von Korinth der Heimat der Pallas Athene entgegenfuhren, schlugten die ersten Strahlen an Akrokorinth, und „die Sonne Homers, siehe, sie lachte auch uns!“

Dr. Carl Camenisch, Basel.

Mädechensieder von Alfred Huggenberger.

Übermut.

Schon schimmern die Buchenwipfel
Durchs dunkle Tannengrün:
Grüß Gott, junger Mai!
Mein Herz ist frei!
Mein Mund will singen —
Was kannst du mir bringen?
Du trittst so hochgemut daher,
Ein Sieger leck und füh'n!

Ei, kommt, ihr Schwestern, zu Walde!
Er lockt mit Sang und Tier.
Du vielgrüner Hain,
Gelt, laß' uns ein!
Wir schlingen den Reigen,
Der Kuckuck muß schweigen!
Der Schelm will altzeit prophezein
Und weiß nicht mehr als wir.

Es sitzt ein freier zu Hause,
Schön Dank für soviel Ehrl
Mein Schatz ist der Mai,
Mein Herz ist frei!
Magst lang auf mich warten
Im Liebesgarten!
Ich trage junges Laub im Haar,
Mein Kränzlein ist nicht schwer!

Ahnung.

Ein Sträuchlein hab' ich gebunden,
Ich trag's in meiner Hand.
Wo ich den Schatz gefunden?
Weit drüben am Waldesrand.
Man sieht dort schön hinab ins Tal,
Des Liebste Haus im Sonnenstrahl
Glänzt stattlich übers Land.

Mein Liebster pflegt zu schwiegen;
Er trägt gar stolzen Sinn.
Sein Herz muß doch sich neigen
Zu meinem Herzen hin!
Ein Vöglein sang im dunkeln Wald:
Er kommt gewiß, er kommt die bald!
Die Frühlingswolken zieh'n.

Die Verlassene.

Nun schmückt der Frühling Tal und Höh'n,
Weckt auf des Waldes Lustgetön.
Wer heimlich Glück im Busen hegt,
Darf jauchzen, wenn die Amsel schlägt.
Mein Liebster hat mich angefaßt,
Hat mir ein golden Schloß gebaut:
Wenn lind des Maien Lüfte wehn,
Wirst du an meiner Seite geh'n.
Wie hat mein Herz gehofft, geträumt,
Der Frühling hat so lang gesäumt!
Wie wollt' ich jubeln und selig sein —
Nun geh' ich traurig und allein.

Dort unten zieh'n, die glücklich sind,
Manch frischer Bursch, manch blondes Kind.
Die Glücklichste im lauten Schwarm,
Die geht an meines Liebsten Arm.
Viel tanzend Blumen auf dem Plan
Schau'n mich mit treuen Auglein an:
Du kannst nicht ganz verloren sein,
Vergiß! Ein ander Glück wird dein!
Jetzt fang' ich an zu singen gar —
Mein Stimmelein klingt so sonderbar.
Ich schau' mich um — ein Lüftchen rauscht,
Niemand hat mein Leid erlauscht...